

Nous avons une mission – We have a mission – Wir haben eine Mission

Grundsatzgedanken

von Kirchenratspräsident Pfarrer Wilfried Bühler

anlässlich der Zusammenkunft der Mitarbeitenden am 3. Januar 2007

Im französischen und englischen Sprachgebrauch ist es für ein Geschäft, für eine Interessengruppierung oder auch für Kirchen kein Problem, davon zu reden, man habe eine «Mission». Anders im Deutschen. Zwar sprechen auch hier zunehmend Firmen von ihrer «Mission», aber die Kirchen tun sich schwer mit dem Ausdruck. Sie gehen davon aus, dass das Wort «Mission» im kirchlichen Zusammenhang von der Bevölkerung mit negativen Assoziationen in Verbindung gebracht wird (Kolonialisierung, Kulturverlust, religiöse Bevormundung). Und sie brauchen nicht selten den Ausdruck selber in negativem Zusammenhang: Wenn z.B. irgendwo ein neues Projekt mit diakonischer Ausrichtung in Angriff genommen wird, kann man dazu bestimmt im dritten Satz schon lesen: «Damit sind keinerlei missionarische Absichten verbunden.»

Ein Teil der Missionswerke versucht, den Missionsbegriff vom herkömmlichen Missionsbegriff, der nahe beim Begriff «Evangelisation» liegt, abzugrenzen. So heisst es in Artikel 1 der Rahmenvereinbarung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes SEK mit «Mission 21» und «Département missionnaire» etwas klausuliert:

Mission hat eine ganzheitliche Bedeutung: die Verkündigung und das Miteinanderteilen der Frohe Botschaft durch Wort (kerygma), Tat (diakonia), Gebet und Gottesdienst (leiturgia) und das alltägliche Zeugnis des christlichen Lebens (martyria). (...)

Evangelisation schliesst diese verschiedenen Dimensionen der Mission nicht aus, doch der Schwerpunkt liegt hier auf der ausdrücklichen und absichtsvollen Bezeugung des Evangeliums.

Es wird also zwischen Mission und Evangelisation unterschieden, wobei die Unterscheidung wahrscheinlich bewusst nicht messerscharf gemacht wird, verstehen sich doch viele Partnerkirchen, mit denen die Missionen zusammenarbeiten, mit grosser Selbstverständlichkeit als missionarisch im Sinn von evangelistisch.

Das Ersetzen des Wortes «Mission» durch das Wort«Evangelisation» dürfte in unsern Gegenden kaum weiterhelfen, wird mit dem Wort «Evangelisation» doch mindestens so vieles transportiert, worauf bestimmte Leute allergisch reagieren, wie mit dem Wort «Mission». Die Kommission, die sich derzeit mit der Revision der Kirchenordnung beschäftigt, hat sich darum in erster Lesung entschieden, bei dem einen Wort «Mission» zu bleiben, ob es sich nun um Mission eher im Sinn von zwischenkirchlichen Kontakten oder im Sinn von Evangelisation handelt.

Der nicht ganz einfache und eindeutige Sprachgebrauch lässt darauf schliessen, dass wir uns auch mit der Sache eher schwer tun. Dass «Mission» zur Kirche gehört und dass sie in unsrer Zeit dringend ist, bestreitet in der Kirche heute kaum mehr jemand. Doch wie tun wir das?

Albrecht Grözinger sagt in seinem Referat «Oh my God – Gottes-Rede in postmodernen Zeiten»: «Der Postmoderne ist ihre kulturelle Selbstverständlichkeit der Gottes-Rede abhanden gekommen. Viele Menschen in unserer Gesellschaft leben heute, ohne dass in ihrem Leben die Gottes-Rede eine bedeutsame Rolle spielen würde. Wir sollten diesen Tatbestand nüchtern wahrnehmen. Theologie reagiert ja auf ein solches Weg-Brechen der selbstverständlichen Gottes-Rede gern mit verschiedenen Strategien. Es gibt die Strategie eines trotziges Dennoch, die nicht selten ins kulturelle Ghetto führt. Es gibt die Strategie einer kulturprotestantischen Besserwisseri, die den Menschen unterstellt, dass sie im Grunde gar nicht wüssten, wie religiös sie noch sind. Und es gibt die Strategie eines durchaus

missionarisch getönten Opportunismus, der jede Gelegenheit nutzt, religiöse Duftmarken zu hinterlassen.»

So grundfalsch scheinen mir diese drei Strategien gar nicht zu sein, sieht man einmal von den karikierenden Übertreibungen ab. Ich versuche sogar - jetzt einmal bewusst -, die Frage nach dem «Wie» unserer missionarischen Bemühungen an diesen drei Strategien festzumachen.

- «kulturprotestantische Besserwisserei» – Ich gehe davon aus, dass tatsächlich die religiösen Möglichkeiten, die im Menschen (genetisch?) angelegt sind und über Jahrtausende zu kulturellen Höchstleistungen befähigt haben, nicht innert weniger Generationen verschwunden sein können. Da muss doch ein Ansatzpunkt sein. Allerdings: Religion und Evangelium sind bekanntlich noch nicht dasselbe!
- «missionarisch getönter Opportunismus» – Warum sollten wir die Gelegenheiten (opportunity) nicht nutzen, die uns die Gesellschaft zum Teil noch, zum Teil sogar neu gibt, das Evangelium einzubringen? Ich denke an Hochzeiten und Trauerfeiern, an Sendungen in Radio und Fernsehen, an Mitwirkung in der Notfallseelsorge und bei militärischen Brevetierungen, an die Präsenz an Schulen und Spitälern etc. Allerdings: nicht nur «religiöse Duftmarken» zu hinterlassen, sondern wirklich etwas vom Evangelium her zu sagen, kann anspruchsvoll sein!
- «das trotzige Dennoch» – Glaube und Verkündigung haben wohl zu einem guten Teil schon immer mit dem «Dennoch» zu tun gehabt. Ob dieses «trotzig» sein muss, bleibe dahingestellt. Aber selbstbewusst darf es schon sein. Wir brauchen uns nicht zu entschuldigen. Und die Haltung des «Dennoch» muss auch nicht zwangsläufig ins kulturelle Ghetto führen.

Albrecht Grözinger greift dann im genannten Referat auf die Offenbarungstheologie Karl Barths zurück und schreibt: «Wie sähe eine postmoderne offenbarungstheologisch orientierte Gottes-Rede aus? Eine solche Rede verzichtete zunächst auf alle sekundären Begründungsdiskurse.» Tatsächlich, Mission fängt nicht mit langfädigen Begründungen an, inwiefern man heute allenfalls doch noch mit Überzeugung Christ sein könne. Mission fängt «mit dem Teilen des Glaubens» oder dem «Mitteilen des Glaubens» an: «Hier stehe ich, mit meiner ganzen Person (und nicht nur meinem Kopf) für diesen Glauben ein.» Zugegeben: das kann ganz schön anstrengend sein, und man kann sich damit gelegentlich auch ganz schön allein gelassen vorkommen.

In Deutschland äussert sich Bischof Wolfgang Huber, der oberste Repräsentant der Evangelischen Landeskirchen, immer häufiger mit den Worten: «Nichts ist dringlicher als Mission.» Er dürfte das auch vor dem Hintergrund massiv rückläufiger Zahlen von Kirchenmitgliedern, die sich zur Zeit vor allem in der ehemaligen DDR dramatisch auswirken, tun. Darf Mission etwas mit Kirchenmitgliedszahlen zu tun haben?

Vielleicht doch mehr, als wir zunächst denken oder in den letzten Jahrzehnten gedacht haben. Natürlich: Auch eine sehr missionarisch geprägte Gemeinde könnte an den Rändern schrumpfen, vielleicht sogar mehr als eine Gemeinde, die nur auf Besitzstandswahrung setzt. Und es darf bei der Mission sicher nicht zu allererst um das Generieren von neuen Mitgliedern (bzw. Kirchensteuerzahlenden) gehen. Aber ich glaube, die Sache hat doch mehr miteinander zu tun, als wir lange wahrhaben wollten. Wenn es in der Kirche einen gesunden Kern von Menschen gibt, die mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ihr Christsein leben und auch mit einem gewissen Geschick davon reden, wird sich das bis an die Ränder auswirken. Es dürfte nicht so sehr anders sein als beim Wachstum von Pflanzen: Wenn der Kern gesund ist, kann es auch Wachstum nach aussen geben.

Bedingung dafür ist allerdings, dass Kerngemeinde und Leute an den Rändern in einer organischen Verbindung stehen. Wenn es zu Abstossungen kommt (und die Ursachen dafür könnten auf der einen wie auf der andern Seite liegen), kann das Wachstumsprinzip nicht

funktionieren. Wenn von den Leuten, die sich eher als am Rand der Kirche stehend verstehen, alles, was auch nur ein bisschen fromm oder engagiert tönt, schon als fundamentalistisch oder als weltfremd abgestempelt wird, ist das Wachsen von innen nach aussen in Frage gestellt. Und dasselbe gilt, wenn Menschen, die sich als zum Kern gehörig fühlen, die andern nur als Missionsobjekte oder pauschalisierend als Ungläubige betrachten.

Wir als kirchlich beauftragte und deklarierte Amtsträger haben in dieser Sache eine besondere Verantwortung und Chance. Wir haben intensive Kontakte zum Kern, uns stehen aber nachwievor viele Türen zu distanzierten Kirchenmitgliedern und auch zu Nichtmitgliedern offen. Pfarramt und Diakonie haben auch in diesen Kreisen insgesamt durchaus Vertrauen. Wie wir über die jeweils Andern reden, hat Bedeutung für das Ganze der Kirche und der Vermittlung des Glaubens. Die Delegation von «Mission 21», die kurz vor Weihnachten beim Thurgauer Kirchenrat zu Gast war, hat berichtet, dass sie intern die Weisung ausgegeben habe, das Wort «Mission» nicht mehr in negativen Zusammenhängen zu gebrauchen.

Ähnliches könnte auch bei uns angezeigt sein. Ich ertrage es z.B. zunehmend schlecht, wenn in kirchlichen Kreisen negativ über «die Frommen» gesprochen wird. «Fromm» ist für mich in der Kirche immer noch ein positives Attribut. Wenn «frömmlicherisch» gemeint ist oder «engstirnig» oder «vereinnahmend», ist es etwas Anderes. Aber dann soll man es auch so benennen.

Bedarf an ehrlichem Austausch sehe ich auch über die Gemeindegrenzen hinaus. Es genügt nicht, schiedlich-friedlich nebeneinander zu leben. Wenn die Kirche als Ganze eine missionarische Ausstrahlung haben soll, müssen interne Unterschiede zwar nicht aufgehoben, aber doch offen diskutiert werden. Das alte Muster, den «positiven» und den «liberalen» Flügel (gemäss früherer Terminologie) unverbunden oder sogar sich bekämpfend nebeneinander stehen zu lassen, wie es Jahrzehnte lang vielerorts der Fall war, hat viel zur Neutralisierung der christlichen Botschaft beigetragen. Wenn wir eine Mission, d.h. eine Sendung haben, dann muss auch für Aussenstehende erkennbar sein, in welche Richtung diese Sendung geht, bei allen Unterschieden im Einzelnen.

Die Strategie, möglichst vieles, notfalls auch sich Widersprechendes, nebeneinander stehen zu lassen, mag als Defensiv-Strategie genügen, im Sinn von «möglichst niemand vergraulen». Aber wenn eine Offensiv-Strategie nötig ist, wenn einer Bevölkerungsmehrheit zuerst einmal erklärt werden muss, wofür Kirche überhaupt steht, muss eine gemeinsame Zielrichtung erkennbar sein. Ich möchte, bezogen auf unsere eigene Landeskirche, diesbezüglich den Ist-Zustand gar nicht allzu schwarz darstellen. Ich glaube, dass die Extreme bei uns nicht allzu weit auseinander liegen und es um die Gesprächskultur nicht allzu schlecht steht, aber sie kann bestimmt noch verbessert werden.

Konkret sehe ich für die nächste Zeit folgende Ansatzpunkte:

- Die Verordnung zur Verbindung von Kirche und Mission stammt noch aus dem Jahr 1975 und nimmt Bezug auf die vorvorletzte Kirchenverfassung. Ob es Zufall ist, dass diese in den vergangenen 30 Jahren nicht erneuert wurde? Jedenfalls ist jetzt eine Revision angezeigt und das bringt die Chance mit sich, intensiv über die Mission der Kirche nachzudenken und zu diskutieren.
- Schon öfters wurde eine Kampagne für Kirchen(wieder)eintritte angeregt. Eine solche könnte unter Umständen durchaus erfolgreich sein. Allerdings müssten wir zuvor unser Selbstverständnis klären und unsern Auftritt nach aussen diskutieren. Die Diskussion über das Thema «Mission» im Sinn von «Sendung» kann da hilfreich sein.
- Die vorgesehene Kirchenvorsteherchafts- und Synodalentagung im November 2007 wird genau dem Thema «Identität (nach innen) und Ausstrahlung (nach aussen)» gewidmet sein.

- Ich habe an einer bestimmten Stelle davon gesprochen, dass «Missionar sein» ganz schön anstrengend sein kann und man sich mit seiner Mission gelegentlich recht allein(gelassen) vorkommen kann. Eine offene Frage ist für mich in diesem Zusammenhang: Wie stärken wir unsere Gemeinschaft? Ich spreche jetzt uns als beruflich in der Kirche Tätige an. Genügen zwei Kapitelsversammlungen, eine «Gewerkschaftsversammlung» und eine Mitarbeiterzusammenkunft pro Jahr? Ist die «Seelsorge an Seelsorgern» genügend sichergestellt? Sind wir im Gebet untereinander verbunden? Und last not least: gibt es genügend geselliges Beisammensein?

Frauenfeld, 3. Januar 2007, Wilfried Bühler (buehrer@evang-kirche-tg.ch)